



Budapestre vonatkozó újságcikkek

Szerző: *Zichy-Pallavicini, Edina Gräfin*

Cím: *Die Bastei vor fünfzig Jahren*

Forrás: *Pester Lloyd*

Bp.
(Hely)

1942 VII. 2.
(Idő)

(Köt. v. füz.)

(Oldal)

Osztályozás

Tárgy

725.092.4

Hely

Idő

"1942"

Személy

DIE BASTEI VOR FÜNFZIG JAHREN

Von Gräfin Edina Zichy-Pallavicini

Wenn ich die Bastei entlang gehe, fällt mir immer meine Kindheit ein und wie es damals war, als wir vom Spätherbst bis zu den Sommerferien, zweimal des Tags dort spazieren geführt wurden — auf und ab und auf und ab —, einen Tag wie den andern und dies unser einziger Spazierplatz war. Aus zwei Gründen: die reine Luft und die beinahe vollkommene Einsamkeit schlossen die Gefahr ansteckender Krankheiten, die man erwischen könnte, aus und zweitens war es dort so eintönig, daß auch die Gefahr einer Zerstreuung als ausgeschlossen betrachtet werden konnte. Und Zerstreuung war in den Augen damaliger Pädagogen das größte Übel, das einem Kinde, vom Standpunkte seiner Studien, drohen konnte. Nichts durfte vom Gedankenkreis des Schützliners ablenken und tatsächlich wäre es damals, auf der Bastei unmöglich gewesen, zu irgendwelchen frivolen Gedanken angeregt zu werden. Insofern solche vorhanden wären, mußten sie rein spontan aus dem Innern emporgewuchert sein. Anlaß dazu gab die biedere Bastei wohl keinen.

Und wenn man als 8- bis 14jähriges Kind da in Gesellschaft ernster Lehrerinnen, die einem die fremden Sprachen beibringen sollten — den einen Tag französisch, den anderen englisch —, einherschreitet, prägt

sich die Umgebung unauslöschlich ins Gedächtnis, und jetzt noch stört mich jede Änderung, die seither stattgefunden hat und kommen mir die Menschen, die sich gegenwärtig in ansehnlicher Menge dort herumtreiben, wie Usurpatoren vor, die eigentlich hier nichts zu suchen haben und sich nur zufällig hier verirrt.

Damals war die Bastei wirklich noch eine Bastei, denn ihre Mauern zogen sich ununterbrochen vom Weißenburger bis zum Wiener Tor, und die einzige Verbindung mit der unteren Bastei, jetzt Lovas-ut, war die gedeckte Stiege, die heute noch vorhanden ist. Später wurde dann die ganze Umgebung parkiert, die Mauern niedrigerissen, das Niveau der Promenade um einen Meter gesenkt, daher die alten Bäume gefällt und die schrägen Wege angelegt, die jetzt an mehreren Stellen zur unteren Promenade hinabführen.

Von dieser echten alten Bastei will ich erzählen und ihr Bild festhalten, so wie es noch in mir lebt.

Die Häuser waren ungefähr so wie jetzt, daran wurde nicht viel geändert, nur fehlen jetzt die Kanonenkugeln, die damals noch an den Häusern sichtbar waren. Man hat sie beim Restaurieren der Häuser entfernt und einige sind an der äußeren Wand des

Kriegsmuseums angebracht. Aber nicht vollzählig, denn es waren mehr an den Häusern zu zählen. Das war nämlich unsere letzte Zuflucht, wenn uns schon nichts anderes einfiel: „Zählen wir die Kanonenkugeln an den Wänden.“ Noch dazu hatten wir die Illusion, es seien Kugeln aus der Zeit der Türkenbelagerung. Das weckte schöne Schlachtenbilder, bunte türkische Kostüme, Turban und Fez und alles was dazu gehört. Erst viel später wurde es uns klar, daß diese Kugeln österreichischen Kanonen entstammten und erst im Jahre 1849 ausgeschossen wurden. Zum Glück fiel diese Enttäuschung in spätere Jahre — wo die Bastei nicht mehr einziger Schauplatz unserer Wanderungen war.

Menschen gab es äußerst wenig, aber ohne ihre Namen zu wissen, kannten wir doch einen jeden der Spaziergänger, die, so wie wir, ihren täglichen Gesundheitsgang dort gewissenhaft vollführten.

Da war vor allen die alte Dame mit den sieben kleinen schwarzen Windhunden, die immer froren und zitterten. Wir nannten sie die Hundemutter. Sie kam aus dem Haus mit dem Balkon und war stets schwarz gekleidet; ihr trauriges, etwas couperosiertes Gesicht von einem Schleier halb verdeckt. Die kleinen Hunde trugen jeder eine kleine Decke, wie Pferdchen, aus dunkelblauem Tuch mit rotem Passepoil und hatten kleine Schellen um den Kragen. Der eine, den es besonders froh, hatte sogar einen kleinen Mantel, um, mit Armlöchern für die Vorderpfoten, vorne zugeknöpft. Die Dame ging mit ihnen einige

Schritte auf und ab vor ihrem Hause, nie weit aus seinem Bereich und nach etwa zehn Minuten hatte die Gesellschaft genug Luft geschnappt und zog sich in ihre Gemächer zurück.

Dann war da ein schön gestutzter schwarzer Pudel, der ebenso spazieren geführt wurde wie wir.

Und die Dame mit dem kaffeefarbenen Mops, mit vielen Federn auf dem Hut und einer blondgelockten Perücke.

Der bleiche Student, der immer die Wand entlang einherschlich und eifrig sein Buch studierte. Täglich ward er bleich und bleicher, dieser Asra der Bastei; die Prüfung, auf die er sich offenbar vorbereitete, schien aber immer in der Zukunft vor ihm zu schweben, nie wurde sie zur Wirklichkeit.

Gestikulierend und halblaut vor sich murmelnd geht eine sonderbare Gestalt. Manchmal bleibt er stehen, die Gebärden werden aufgeregter, der Mann streitet mit einem unsichtbaren Gegner. Sein Gesicht ist fahl — nur die Augen rotgerändert, und fahl sind seine Gewänder; man weiß nicht, war der Mantel einst braun oder grau? Und ebenso der Hut. Und die Schuhe! Die wurden täglich dünner und endlich waren sie so durchgewetzt, daß die Zehen heraussehen! Doch war er kein Bettler. Was konnte man da tun? Wir dachten einen Plan aus, daß wir ihm ein Paar neue Schuhe, die wir einem Onkel entlockten, so zusehummeln würden, daß er es nicht bemerkt, und warteten auf den Moment, wo er sich auf die Bank an der Szent-

háromság-ucca setzen würde. um schnell das Paket von rückwärts auf die Bank zu legen und durch die Gasse zu verschwinden, so daß er nicht wissen konnte, woher die Schuhe kamen. Den nächsten Tag waren wir sehr begierig zu sehen, ob er sich wohl über die Überraschung gefreut habe. Aber als wir ihn wieder erblickten, trug er weiter seine alten Schuhe, und die Zehen kamen immer mehr zum Vorschein. Unser schön ausgedachter philanthropischer Plan war ein klägliches Fiasko. Wir waren sehr beleidigt, denn der Erzieher unseres Bruders äußerte die Meinung, daß die neuen Schuhe sich wohl in Schnaps verwandelt hätten.

Eine kleine, entzwei gekrümmte Frauengestalt schreitet so würdevoll, wie es ihr nur möglich ist, die Allee entlang. Sie trägt einen großen Rembrandt-Hut aus schäbigem Samt, voll bunten Federn und Blumen, eine kleine pelzverbrämte Mantille, ebenso fadenscheinig wie der lange, schleppende Rock, den drei Rüschen von verbleichtem Moiré zieren. Winter und Sommer trägt sie diese merkwürdige Adjustierung zur Schau, die Blumen werden jährlich welker, und die Federn verlieren immer mehr an Kräuselung. Wir nannten sie die „Polin“. Das Gerücht ging, sie stamme von dort.

Noch eine Familie war stets auf der Bastei zu treffen: Vater, Mutter und vier kleine Kinder — alle waren klein und zart, mit feinen Zügen und großen Augen, die erstaunt in die Welt blickten. Sie glichen kleinen Vögeln und so nannten wir sie die „Familie Vogel“. Einmal geschah es, daß sie zur gewohnten Stunde nicht erschienen, und es vergingen mehrere Tage, ohne daß

wir ihnen begegnet waren. Als wir sie nach dieser Pause zum erstenmal wieder erblickten, waren es nur mehr der Vater und die Kinder — und sie waren alle schwarz gekleidet. Nun wußten wir, daß wir die kleine „Mutter Vogel“ nie mehr sehen würden. Es war eine so hübsche, einheitliche Familie gewesen.

Dies waren, außer zwei, drei älteren Pensionisten ohne besondere Merkmale, die täglichen Besucher der Bastei. Es gab aber mitten in dieser Monotonie doch manchmal einen Lichtpunkt am Horizont. Da kommt uns mit flottem militärischem Gang eine hohe Gestalt entgegen. Sein markantes Profil läßt ihn schon von weitem erkennen. Es fehlt ihm ein Arm. Als er uns erreicht, bleibt er freundlich salutierend stehen und läßt sich in ein Gespräch mit den kleinen Mädchen ein. Es ist Graf Nikolaus Pejasevich, kommandierender General, ein entfernter Onkel — ein wirklicher, lebender Held —, hat er ja seinen Arm in der Schlacht bei Königgrätz verloren. Und er kann so lustig erzählen über die letzten Dinners und Bälle, die er mitgemacht hat, über den Schmuck und die Toiletten der schönen Damen der Gesellschaft. Es war ein Blick in eine uns verborgene zukünftige Welt; — würde man jemals alt genug werden, um solches mitmachen zu können? Die Zeit bis dorthin schien endlos.

Und noch einen anderen Gönner hatten wir — merkwürdig —, auch dieser hatte nur einen Arm, und war auch Gegenstand unserer Bewunderung; konnte er doch mit seiner linken Hand so wunderschön Klavier spielen, und außerdem auch allerlei Kunststücke machen, die uns sehr ergötzen. Die Begegnungen mit dem Onkel Géza Zichy, der damals auch Ofener Einwohner war,

zählten zu den so streng zu vermeidenden Zerstreuungen unserer Kindheit. Auch er wußte immer etwas Aufheiterndes zu erzählen: Weihnachtsmärchen eigener Erfindung oder irgendeine komische Begebenheit aus seinem Leben unter den Künstlern der Oper — deren Intendant er war. Wir waren immer begeistert, wenn wir schon von weitem seine schlanke Gestalt mit dem großen weichen Hut erblickten. Aber das waren eher seltene Fälle.

Bei ganz schönem Wetter erschien auch ein gravitatisch einherstolzierender alter Herr; sechs Schritte hinter ihm zwei stramme Husaren in dunkelblauer Livree. Er hatte die Gewohnheit, einen Vorrat Luft in seinen Backen aufzuspeichern, den er dann langsam herausblies, um diese Prozedur gleich wieder zu erneuern. Dies zu beobachten, war sehr unterhaltend. Graf László Hunyady blieb auch manchmal stehen, um einige Worte an uns zu richten; zu erzählen hatte er nichts.

Und war das Wetter ganz ausnehmend schön und warm, dann kam auch Fürstprimas Vaszary aus seinem Palais heraus und schritt langsam in Begleitung seines Sekretärs in der Sonne auf und ab. Er trug Pelztiefel, eine große Pelzmütze und einen dicken warmen Pelz, unter dem noch viele Schichten warmer Gewänder verhüllt waren, denn seine durchsichtigen, durchgeistigten Gesichtszüge konnten doch wohl nicht einem so beleibten Körper angehören, wie er — so agetan — aussah. Er war immer leidend und voll Ehrfurcht blickten wir ihm nach; seine Gesichtszüge strahlten unendliche Güte und Sanftmut aus.

Und noch eine letzte Erinnerung. Es ist

Anfang Mai. Auf der Generalwiese ist heute früh Militärparade und die Truppen werden vor dem König defilieren. Damals waren keine hohen Häuser den Vérmező entlang und am Lovas-ut waren auch nur Gärten: man hatte freien Blick bis hinunter von der Bastei. In aller Frühe durften wir geweckt werden, um diese Herrlichkeit mitanzusehen. Das hervorspringende Rondeau auf der Bastei war die beste Loge für dieses Schauspiel. Wir konnten gerade über die Mauer blicken — der kleinste wurde aufgehoben; und da standen die Soldaten unten auf der Wiese, alle in Reih und Glied, ganz wie Bleisoldaten. Und alles funkelte und strahlte in der Morgensonne. Husaren und Infanterie, Artillerie und sogar Kanonen. Alles stand in stiller Erwartung. Plötzlich erhebt sich ein Brausen in der Ferne und rauscht immer mächtiger heran. Die Menschenmenge den Weg entlang und dann auch die um die Wiese herum bricht in ein jubelndes Eljen-Geschrei aus, die Trompeten blasen, die Musik spielt das Gotterhalte — und auf seinem Schimmel, gefolgt vom Generalstab, reitet in scharfem Galopp der König von der Burg herunter die Reihen entlang. Von weitem kann man ihn erkennen, so wie er, sitzt kein anderer auf dem Pferd. Er macht plötzlich halt und die Truppen beginnen zu defilieren. Wie in Marmor gemeißelt, so unbeweglich steht der Schimmel und der König salutiert seinen Soldaten. Dann hat das Schauspiel ein Ende. Der König steigt in den Hofwagen und vom gleichen brausenden Eljen geleitet, fährt er zur Burg hinauf.

So war es auf der Bastei in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.